

„UND IN DEN HERZEN ASCHE“

(Beitrag zur „SPIEGEL“-Serie „Gegenwart der Vergangenheit“, erschienen in DER SPIEGEL, Nr. 35/2001 vom 27.8.2001. Im Folgenden die ungekürzte Originalversion des Textes.)

„Vergangenheit bewältigen“ ist zur deutschen Lebensform geworden. Die Debatten oder Skandale, die sich alljährlich an Revisionen oder Verschärfungen des gültigen Geschichtsbildes entzünden, sind, wie Peter Sloterdijk lakonisch bemerkt hat, „Rituale der Labilität“, in denen die bundesdeutsche Gesellschaft „das stärkste Wir-Gefühl erreicht“.

Mit der „Fischer-Debatte“ zu Beginn dieses Jahres ist diesen unbewältigten deutschen Vergangenheiten Ost und West noch eine nächste, dritte Dimension hinzugefügt worden. Jetzt geht es also um die Geschichte jener Generation, die mit der ihrer Eltern einst so harsch abgerechnet hatte. Auch sie steht plötzlich unter einem gewissen biographischen Rechtfertigungsdruck, nachdem sie sich gerade erst in der Rolle eingerichtet hatte, die Heldin einer zweiten, wenn nicht sogar der eigentlichen Gründung der Republik Anno 1968 gewesen zu sein.

Das Szenario der Affäre trug nicht umsonst Züge einer ironischen Reprise. Als Rächerin ihrer verratenen Jugend trat die Tochter Ulrike Meinhofs auf, die – wie einst Beate Klarsfeld gegen Kanzler Kiesinger – auf offener Medienbühne einen Privatfeldzug gegen Vizekanzler Fischer eröffnete, um ihn stellvertretend für die Generation ihrer Eltern zu brandmarken. In Internet-Botschaften, die von Ferne an Kommandoerklärungen erinnerten, forderte Bettina Röhl vom Bundespräsidenten ultimativ, den Staatsnotstand auszurufen, da mit Fischer der Repräsentant einer „mordbereiten Gewaltgruppe“ an die Hebel der Macht gelangt sei.

Der heiße Atem des Hasses, der einem aus diesen Anklagen entgegenschlägt, ist jedenfalls echt. Als Jugendliche, erzählte Bettina Röhl, habe sie auf Nachfragen stets geantwortet, ihr Vater sei ein linker Sexverleger, ihre Mutter eine Terroristin. In einem Nachruf zum Todestag Ulrike Meinhofs schrieb sie: „Ich sah mit Entsetzen auf ihre Taten und auf ihre konsequent gelebte Entscheidung gegen mich“. Und noch der desparate Selbstmord im Gefängnis gilt der Tochter nur als Beweis, daß ihre Mutter „bis zum Äußersten zu gehen bereit war“.

Der Punkt, an dem diese Affekte – stellvertretend und rein assoziativ – auf Joschka Fischer überggesprungen sind, ist folgerichtig die Frankfurter „Meinhof-Demonstration“ vom 10. Mai 1976, einen Tag nach dem Stammheimer Selbstmord. In dieser gewaltsamen Straßenaktion, bei der ein Polizist nach einer Molotowcocktail-Attacke ums Haar bei lebendigem Leibe verbrannt wäre, kulminierten tatsächlich alle Zwangsgedanken, von denen die radikalen Linken der siebziger Jahre obsidiert waren.

So ging Joschka Fischer auch in seiner vielzitierten Römerbergrede zwei Wochen später, in der er den Ausstieg der Sponti-Militanten aus der Logik einer weiteren Militarisierung verkündete und die „Genossen im Untergrund“ aufrief, „Schluß zu machen mit ihrem Todestrip“, noch immer von der fixen Vorstellung aus, daß „Ulrike im Knast von der Reaktion in den Tod getrieben, ja im wahrsten Sinne des Wortes vernichtet“ worden sei. Die zehntausend Teilnehmer des „Anti-Repressionskongresses“, zu denen er sprach, dürften es damals genauso gesehen haben.

Sich heute von all dem „zu distanzieren“, wie die schwarz-gelbe Opposition von Fischer, Trittin und anderen prominenten Ex-Militanten des rot-grünen Lagers gefordert hat, mag recht und billig sein. Eher ist es schon zu

billig. Produktiver, auch schmerzhafter wäre es, sich noch einmal zu vergegenwärtigen, wie und in welchem Grade ein beträchtliches Segment der Nachkriegsgeneration damals in den Bannkreis der Vorstellung geriet, daß Staat und Gesellschaft der Bundesrepublik – ob unter der Ägide eines Adenauer, Brandt oder Schmidt – einem unheilvollen Wiederholungszwang unterliege.

Gegen diese „deutschen Verhältnisse“, wie man hoch bedeutungsvoll sagte, war Widerstand die erste Bürgerpflicht. Und die Pasionaria dieser „deutschen Verhältnisse“ war eben Ulrike Meinhof. Wie keine andere schien sie die Kontinuität eines kämpferischen Antifaschismus zu verkörpern, der aus schierer Verzweiflung und in großartiger Vergeblichkeit schließlich zu den Waffen griff.

Ihr Tod, mit dem der blutige Showdown des „deutschen Herbstes“ eröffnet wurde, erschien aus dieser Perspektive wie eine endgültige Bestätigung und Vollendung ihres letzten Kampfes gegen „Isolationsfolter und Vernichtungshaft“. Alle die mehrjährigen Kampagnen und Hungerstreiks hatten schließlich mit ihrem beklemmenden Text aus dem toten Gefängnisstrakt in Köln-Ossendorf begonnen, wo man sie in den ersten Monaten nach ihrer Verhaftung 1972 eingebunkert hatte. Dieses Stenogramm ihrer Selbstbeobachtungen war, so schien es, von unhinterfragbarer Authentizität: „das Gefühl, es explodiert einem der Kopf ... – das Gefühl, es würde einem das Rückenmark ins Gehirn gepresst ... – das Gefühl, man stünde, unmerklich, unter Strom, man würde ferngesteuert, man pißte sich die Seele aus dem Leib, als wenn man das Wasser nicht halten kann – das Gefühl, die Zelle fährt ...“ Nachher schrieb sie: „Der politische Begriff für toten

Trakt, Köln, sage ich ganz klar, ist das Gas. Meine Auschwitzphantasien da drin waren ... realistisch.“

Ein erheblicher Teil der linken und liberalen Öffentlichkeit war bereit, sich diese suggestive Vorstellung zu eigen zu machen. Das KURSBUCH – in diesen Jahren sicher das wichtigste intellektuelle Leitorgan der Neuen Linken – erschien im Mai 1973 unter dem Titel: „Folter in der BRD. Zur Situation der politischen Gefangenen“. Schon das Vorwort des Herausgebers Karl Markus Michel stellte fest, daß der als Reformismus maskierte „strukturelle Staatsfaschismus“ unter den Augen einer manipulierten Öffentlichkeit dabei sei, die Methoden einer klinisch „sauberen“ Folter durch Isolation als „Modell für die Behandlung von ‚Staatsfeinden‘“ zu erproben. Bei diesen Techniken einer „sensorischen Deprivation“ handelte es sich, wie der Psychiater Sjef Teuns im selben Heft erläuterte, um eine wissenschaftlich ausgeklügelte Methode „der verzögerten Auslöschung menschlichen Lebens“, die die alten, primitiven Methoden von Aushungerung, Erschießung und Vergasung abgelöst habe. Die Behandlung der Politischen Gefangenen in den Gefängnissen der Bundesrepublik sei nur die experimentelle Vorbereitung auf einen „tendenziellen Massenmord à la Auschwitz“.

Dieser wiederkehrende Zwangsgedanke erst gab den selbstmörderischen Hungerstreikaktionen der RAF-Gefangenen die Aura einer sich selbst erfüllenden, furchtbaren Wahrheit. Damit setzten sie das „System“ einem Verdacht aus, der sich selbst begründete und unwiderleglich war. Schon die erste Hungerstreikerklärung vom Mai 1973 machte klar, daß es nicht um Erleichterungen des Haftregimes ging, fast im Gegenteil: „Je liberaler die

Schweinerei gehandhabt wird – unaufdringlich, locker, nett - ... kurz: je psychologischer, desto effektiver, tiefer die Vernichtung der Gefangenen.“

Eine solche Argumentationsfigur – wenn man sie ins Gesellschaftliche übertrug – traf sich tatsächlich weitgehend mit den Zeit- und Lebensgefühlen der politischen Generation, aus der die RAF-Leute selbst kamen. Man kann das im historischen Rückblick nicht außer Kritik stellen, aber man muß es als eine machtvolle psychische Realität eigener Art anerkennen: Alle noch so gerühmten und bewährten institutionellen Sicherungen einer demokratischen Verfassung, alle noch so tiefgreifenden Strukturveränderungen und alle noch so rasanten sozialkulturellen Wandlungsprozesse haben nicht den Kern des Mißtrauens aufheben können, den große Teile der Nachkriegsgeneration gegen die eigene Gesellschaft und die Bonner Republik empfanden.

Dieses elementare Mißtrauen gegen die eigene Gesellschaft und ihre politische Verfassung lag aber vor aller eigentlichen Politik, Theorie und Erfahrung. Es wurzelte in Ereignissen, die für das Gros der Protestgeneration wie ein Krater, ein schwarzes Loch, vor ihrer bewußten Lebenszeit lagen. Nicht nur in Deutschland: „Erschlagen von der gewaltigen Erinnerung an das, was wir nicht erlebt hatten“, schrieb Alain Finkielkraut über die französischen 68er, und speziell die Kinder der jüdischen Überlebenden, seien sie verbissen bemüht gewesen, mit ihrem politischen Aktivismus den traumatischen Erfahrungen der Elterngeneration etwas entgegenzusetzen.

Natürlich war das immer ein Spiel von Identifikation und Abgrenzung, allerdings in ganz unterschiedlicher Mischung und Färbung. In Deutschland wurde mit wachsendem zeitlichen Abstand das Bedürfnis nach Distanzierung immer virulenter. Die „Schuldfrage“ kreiste zunächst noch um

die beiden Weltkriege als solche. Der große Historikerstreit der frühen sechziger Jahre war eine andere „Fischer-Debatte“ – nämlich die von dem Historiker Fritz Fischer entfesselte Diskussion über die deutsche Verantwortung am Ersten Weltkrieg. Sie addierte sich nicht nur den Aggressionen Hitlers hinzu, sondern bezeichnete eine fatale, lastende Kontinuität. Umso größer war der Schock, als sich – etwa durch die Berichte vom Jerusalemer Eichmannprozeß (1961/62) und vom Frankfurter Auschwitz-Prozeß (1964/65) – aus diesem Panorama der mörderischen Weltkriege auch noch das Bild der Vernichtungslager und des Judenmords in seiner ganzen Monstrosität herauschälte.

Das alles war, ob wir es wollten oder nicht, unsere Geschichte, aus der es keinen Ausstieg gab. Diese Einsicht bedeutete eine fundamentale Erschütterung dessen, was Norbert Elias die „Wir-Schicht“ einer gegebenen Gesellschaft genannt hat. Es bedeutete, anders gesagt, den Verlust des kindlichen Urvertrauens in die Gemeinschaft, aus der wir stammten und in der wir aufwuchsen. Aus Erinnerungstiefen kamen frühe Funde auf dem Dachboden der Großeltern wieder an die Bewußtseinsoberfläche – Illustrierten-Photos vom Mai 1945 etwa, auf denen die von ihren Eltern vergiftete Kinderschar der Goebbels und Himmler wie eine Jagdstrecke aufgereiht lagen.

Die erste, vitale und buchstäblich lebensnotwendige Reaktion war die der Distanzierung. „Sie“ (die Älteren, die Eltern) hatten uns das schließlich eingebrockt. Ihretwegen waren wir genötigt, uns ewig zu rechtfertigen, standen wir nicht nur als die Verlierer, sondern als die Verbrecher der Weltgeschichte da. Darin lag eine tiefe narzißtische Kränkung, die dringend nach Kompensation verlangte.

Immerhin zeigte sich früh, daß eine Position entschiedener nationaler (Selbst-) Kritik für die Nachgeborenen auch narzißtische Gewinne abwerfen konnte. Alle Besucher – von John F. Kennedy bis zum General de Gaulle – richteten feierliche Appelle an die „deutsche Jugend“, von der die Zukunft des freien Europa abhängen. Überhaupt bedurfte es keines besonderen Raffinements, um zu bemerken, daß alle Hypotheken der Vergangenheit auch eine Art moralisches Negativkapitel waren, das unseren Status – wie den der Bundesrepublik insgesamt – deutlich erhöhte.

Zugleich machten die „heimatlosen“ Linksintellektuellen aus der Generation der Flakhelfer bereits vor, wie sich aus dem Fonds tragipathetischer Unglücks- und Bedrohungsgefühle ein eigentümlicher neudeutscher Avantgardismus entwickeln ließ – etwa im Kampf gegen die Atombewaffnung. So hatte Hans Magnus Enzensberger in seinen „Reflexionen vor einem Glaskasten“ (über den Jerusalemer Eichmann-Prozeß) unvermittelt das Arsenal der atomaren Vernichtungsmittel, speziell der USA, als die „die Gegenwart und die Zukunft von Auschwitz“ bezeichnet.

Hannah Arendt, auf deren vielzitierte Formel von der „Banalität des Bösen“ Enzensberger sich berufen hatte, protestierte in einem Brief gegen die Gleichsetzung eines realen mit einem hypothetischen Genozid und bemerkte, auch wenn Enzensberger nicht die Verantwortung der Deutschen für Auschwitz bestreite, so wolle er sich offenbar „dafür noch eine Feder an den Hut stecken“. Um mit spitzer Intuition hinzuzufügen: „Oh, Felix Culpa!“

Damit hatte sie eine damals erstmals zutage getretene Tendenz unter den jüngeren, linken, antifaschistischen Deutschen bezeichnet, sich Auschwitz‘ als eines negativen Mythos zu bemächtigen. Tatsächlich war eine solche

Anmaßung immer auch eine Überforderung, die bereits die Keime des Überdrusses in sich trug. So notwendig es war, sich die Verbrechen-geschichte des Dritten Reiches ganz „zu eigen“ zu machen und sie zu interna-lisieren – statt sie, wie in vielen Presseberichten zum Frankfurter Auschwitzprozeß, auf die angeklagten „Bestien in Menschengestalt“ abzu-schieben, mit denen die anständigen Deutschen nichts zu tun hatten –, so unmöglich war es letzten Endes, sich gleichzeitig zu identifizieren und zu distanzieren. Wer sich für diese Geschichte mitverantwortlich fühlte, muß-te sich zwangsläufig auch mit dem Kollektiv identifizieren, aber das über Geschehnisse, die jedes menschliche Maß überstiegen und nur ein Gefühl von Taubheit, Horror und Scham hinterließen. „Und in den Herzen Asche“, wie Wolf Biermann damals sang.

Das tief Doppeldeutige der bundesdeutschen 68er-Rebellion ist denn auch das unvermittelte Schwanken zwischen bewußter „Internalisierung“ und unbewußter „Externalisierung“, zwischen einer politisierten „Aufar-beitung“ und einer faktischen „Entsorgung“ der geschichtlichen Belastun-gen. „Machen wir Schluß damit ..., daß die ganze Nazi-Scheiße von gestern weiterhin ihren Gestank über unsere Generation bringt“, hieß es 1967 in einem Berliner Flugblatt, das einen „Aufstand gegen die Nazi-Generation“ proklamierte. Damit wurde – in wütender Umkehrung der völkischen „Blutsbande“ – eine quasi-biologische Trennlinie gezogen, die die konta-minierte „Nazi-Generation“ säuberlich von ihren Nachgeborenen schied.

Gewiß, die so redeten, konnten sich durch manche eigene Erfahrung ge-deckt fühlen. Bei Demonstrationen, Straßendiskussionen, Flugblattaktio-nen bekam man es unfehlbar und reflexhaft zu hören: „Euch hat man ver-gessen zu vergasen“ – von Leuten im übrigen, die „davon“ doch nichts ge-

wußt haben wollten. Allerdings hat die Hartnäckigkeit, mit der nahezu alle 68er-Aktivisten auf genau dieser Erinnerung bestehen, auch etwas Selbstbeschwörendes. Sie soll begründen helfen, warum der Schuß vom 2. Juni 1967 (der Tod des Studenten Ohnesorg durch den außer Kontrolle geratenen Polizisten Kurras) so viele Jüngere in dem flashartigen Gefühl vereinte: Jetzt haben „sie“ begonnen, auf „uns“ zu schießen! Ab da atmete jede Amtshandlung den „Muff von Tausend Jahren“, hießen die zur Verabschiedung anstehenden Notstands-Gesetze nur noch „Ermächtigungsgesetze“, war Präsident Lübke ein „KZ-Baumeister“, Kanzler Kiesinger ein „Altnazi“, und die Große Koalition war die unmittelbare Vorstufe für ein „neues 33“.

Diese spontane Strategie der radikalen Delegitimierung war von einem durchschlagenden Erfolg, der selbst noch zu erklären wäre. Die Medienbühne gehörte binnen kurzem der jugendlichen Protestbewegung, die, wie Walter Jens im Sommer 1967 feststellte, „zum Generalthema des deutschen Fernsehens“ geworden sei. Jeder fünfte SPIEGEL-Titel in den Jahren 1967/68 galt der Studentenbewegung und Außerparlamentarischen Opposition, der APO. Kaum anders in der ZEIT oder den großen Tageszeitungen – einschließlich der Springer-Presse, die sich (zumal in der Frontstadt Westberlin) in einen Clinch verwickelte, der letztlich zu ihren Ungunsten ausging. Das „Establishment“, die Professoren, die Journalisten, die Politiker – alle suchten die Diskussion mit den anti-autoritären Rebellen, die sich umso mehr in „Großer Verweigerung“ übten.

So glich die Revolte weithin auch einer Flucht aus einer fürsorglichen Belagerung. Das Problem unserer „Vaterlosigkeit“ (Alexander Mitscherlich) war eben der unaufhebbare Kern von Unsicherheit und Entwertung in

der Lebensgeschichte unserer Eltern und der Kriegsgeneration insgesamt. Dieses durch nichts zu kompensierende Gefühl des kollektiven Versagens konnte die Form eines hohlen Autoritarismus und aggressiver Selbstgerechtigkeit annehmen, aber auch ängstlich verbender Überfürsorge und identifikatorischer Einvernahme. Was so oder so unser Mißtrauen verstärkte – das ja aus genau derselben Wurzel stammte.

Insofern war unser Antiautoritarismus der genaue Reflex eines Verfalls aller genuinen Autoritätsverhältnisse und jedes verbindlichen Wertekodex. Für uns hieß das, sich in einem völligen Vakuum positiver Ideale und Vorbilder bewegen zu müssen. Daraus eben resultierte der Impuls, diese Ideale und Vorbilder ganz woanders zu suchen und sich mitsamt seiner Lebenswelt noch einmal radikal neu erfinden.

Immerhin schien dieses Unternehmen Teil einer „Internationale der Jugend“, die sich in ganz unterschiedlichen Ländern etwa um das Jahr 1968 herum formierte. Die halluzinatorische Vorstellung eines weltweiten Aufstands der Jugend und der unterdrückten Völker gegen die Reichen und Mächtigen der Erde stand plötzlich im Raum.

Nur gab es bei uns keine Konflikte von vergleichbarem Gewicht wie in Frankreich, das sich eben erst aus dem Morast seiner blutigen Kolonialkriege gelöst hatte, oder in den USA, die im eskalierenden Krieg in Vietnam wie in seinen brennenden Ghettos buchstäblich am Kreuzweg standen. Das Institutionengefüge der Bundesrepublik hatte sich über zwei Jahrzehnte hinweg als erstaunlich stabil und flexibel erwiesen. Sie war in einem anhaltenden Modernisierungsschub begriffen und gerade unter der „Großen Koalition“ dabei, die staatlichen Sicherungen der „sozialen Marktwirtschaft“ weiter auszubauen und durch eine „neue Ostpolitik“ ihre Rolle als

Frontstaat zu überwinden. Die Residuen eines „Revanchismus“ waren nicht nur weitgehend integriert; die Tendenz der überwiegenden Mehrheit der Bundesbürger ging ganz im Gegenteil dahin, das andere Deutschland hinter der Mauer als historische Konkursmasse abzuschreiben, um neuen Ufern zuzustreben.

Aber gerade in dieser chamäleonhaften Biederkeit und Realitätstüchtigkeit schien etwas Abgründiges und geradezu Unanständiges zu liegen. Niemand traute so recht diesem wildwüchsigen Gebilde, das sich nach dem Diktat der Alliierten als Bonner Teilrepublik eingerichtet hatte, eine „Demokratie ohne Demokraten“, wie man oft sagte, ein mit schierer Wirtschaftskraft vollpumper, undefinierbarer Mutand, dessen Zukunft völlig offen lag.

Demgegenüber suchten die unbehausten Intellektuellen und jugendlichen Rebellen Zuflucht in den universalen „Theorie“-Komplexen deutsch-idealistischer Provenienz. Diese Akte wildentschlossener Aneignung waren, namentlich im Falle der Väter der „Kritischen Theorie“, zugleich solche der intellektuellen Expropriation. Gerade jene Texte der dreißiger Jahre, die sie am liebsten in der Kiste im Keller des Frankfurter Instituts versiegelt gehalten hätten, wurden ihnen jetzt als Schlüsselzitate einer neuen, ihnen durchaus unheimlichen Jugendbewegung entgegenzuhalten, vor allem die formelhafte Sentenz: „Wer vom Kapitalismus nicht reden will, soll vom Faschismus schweigen.“

Denn darum ging es vor allem und immer wieder: Sämtliche Auskünfte über die bürgerliche Gesellschaft – ob von Adorno und Horkheimer, von Marcuse oder Marx – verwandelten sich in den Augen ihrer jugendlichen Adepten in Faschismustheorien. Der Kapitalismus im Stadium seiner his-

torischen Überfälligkeit, also seit mindestens einem halben Jahrhundert, führte in jeweils neuen Formen unweigerlich zum Faschismus. Marcuse zufolge schlummerte der zeitgenössische Faschismus gerade auch in den Sicherungssystemen des „autoritären Wohlfahrtsstaates“ und in den Attributen eines verdinglichten Wohlstands, vom Auto bis zur Waschmaschine.

Der Sprung in einen anderen, befreiten Zustand war aus den inneren Widersprüchen dieser entwickelten kapitalistischen Gesellschaften alleine nicht denkbar. Auch der „reale Sozialismus“ und der entlang der Frontlinien erstarrte Ost-West-Gegensatz lähmten die Veränderungspotentiale eher als sie zu entbinden. Nur die Konstruktion einer revolutionären „Dritten Welt“ bot jenen archimedischen Punkt, von dem aus diese korrumpierte bourgeoise Welt aus den Angeln zu heben war. Dieser Krieg der Weltländer gegen die Weltmetropolen schien auch längst in vollem Gange, von Vietnam bis Bolivien, vom Kongo bis zum Nahen Osten.

Von Che Guevara, dem martyrisierten Vorkämpfer dieses dritten, letzten und gerechten Weltkrieges, war der Satz testamentarisch überliefert: Keine höhere Ehre sei denkbar, als den Kampf im Leib der Bestie selbst (des Imperialismus also) aufzunehmen! Das war ein direkter Appell an die jugendlichen Revolutionäre des Westens, sich der (imaginären) Weltguerilla anzuschließen und mit ihr zusammen sich selbst zu befreien.

Aber wie der Argentinier Guevara hinter seinem Image eines selbstlosen Menschheitsrevolutionärs den weißen Latino-Chauvinisten und Yankee-

Fresser nie verbergen konnte, so seine bundesdeutschen Adepten nicht ihre allzudeutschen Motive. Sie bildeten denn auch einen „bewaffneten Untergrund“ in einem weitem (physischem wie psychischen) Sinne.

Nicht nur, daß in Programmtexten der RAF von einer „Kolonisierung“ Westdeutschlands durch die Alliierten die Rede war, deren Besatzungsregime auf der „rassistischen Behauptung einer ‚spezifischen Charakterstruktur des deutschen Volkes‘“ aufgebaut sei, mit dem klaren Ziel, „die Identität des unterworfenen Volkes zu vernichten“. Ähnliches konnte man bei vielen neo-kommunistischen Gruppen der siebziger Jahre so oder so ähnlich lesen.

Bezeichnender noch war, wie sich ab 1969 ein plötzlicher Strom deutscher Revolutionstouristen in die palästinensischen Ausbildungslager ergoß. Unter ihnen war auch der Ex-Kommunarde Dieter Kunzelmann, der der Berliner Underground-Postille AGIT 883 einen langen „Brief aus Ammann“ schickte, worin er – fast wie Feuchtwanger 1937 in Moskau – verkündete, hier im Osten sei „alles sehr einfach“, denn „der Feind ist deutlich“. Umso schärfer kritisierte er die Genossen daheim, die es nicht geschafft hätten, „die Bombenchance“ zu nutzen, um „die Vorherrschaft des Judenkomplexes“ zu brechen.

Die „Bombenchance“, von der freudig erregte Kunzelmann spricht, war der fehlgeschlagene Bombenanschlag gegen das Jüdische Gemeindezentrum in Westberlin, der am 9. November 1969 die Besucher der Gedenkfeiern zum Nazi-Pogrom von 1938 hätte zerfetzen sollen. Das begleitende Flugblatt proklamierte das Ende des „hilflosen Antifaschismus“, der das „Produkt des deutschen Schuldbewußtseins“ sei und durch „eine klare und

einfache Solidarisierung mit den Fedayin“ und „eine revolutionäre Befreiungsfront in den Metropolen“ zu ersetzen sei.

Tatsächlich haben sich praktisch alle westdeutschen bewaffneten Gruppen (RAF, 2. Juni, Revolutionäre Zellen) über ein gutes Jahrzehnt hinweg in eine regelrechte Symbiose mit den radikalsten palästinensischen Terrorgruppen begeben. Als Tiefpunkt dieser Zusammenarbeit gilt die Entführung einer aus Tel Aviv kommenden Maschine nach Entebbe (Uganda) im Juni 1976, in deren Verlauf die deutschen Terroristen Winfried Böse und Brigitte Kuhlmann an der Selektion der zur Erschießung vorgesehenen jüdischen Passagiere mitwirkten.

Aber Entebbe war nur eins von vielen mörderischen Projekten dieser Art - bis hin zu den Attentatsplänen gegen prominente Vertreter der jüdischen Gemeinden in der Bundesrepublik, die Hans-Joachim Klein bei seinem Ausstieg aus dem bewaffneten Untergrund 1977 publik machte und so womöglich verhinderte.

Die Programmschrift zu alledem hatte wiederum Ulrike Meinhof geliefert. Man darf das eine Schlüsselszene nennen: Wie die Pasionaria des deutschen Antifaschismus im toten Trakt von Köln-Ossendorf – also in einer imaginären „Gaskammer“ – sitzend, im Herbst 1972 eine lange Erklärung zur „Aktion des Schwarzen September“ verfaßte. Darin rühmte sie die brutale Geiselnahme israelischer Sportler bei der Olympiade in München durch ein palästinensisches Kommando als exemplarische revolutionäre Tat, die „gleichzeitig antiimperialistisch, antifaschistisch und internationalistisch“ gewesen sei, da sie die enge Komplizenschaft zwischen den „Charaktermasken des ‚Rechtsstaats Bundesrepublik‘“ als Nachfolgestaat des Dritten Reichs und „Israels Nazi-Faschismus“ entlarvt habe.

Welcher tieferen Motivation und Handlungslogik folgte der Weg, der das Gros der deutschen Terroristen von einem (stets herbeizitierten) „Auschwitz“ nach Entebbe führte? Mit der probaten Formel vom „linken Antisemitismus“ ist nur wenig gewonnen. Tatsächlich handelte es sich nicht um eine „Wiederkehr des Verdrängten“, sondern um brachiale Versuche der Befreiung von etwas allzu Präsentem, Bedrängenden, Hemmenden. Es waren Formeln einer umfassenden Selbstentbindung und Selbstermächtigung. Und die neue Freiheit, die man als Revolutionär unter Revolutionären aller Länder und Rassen suchte, mußte sich nach einer nachvollziehbaren Logik gerade im Angriff auf die bewähren, die die Kränkung des eigenen Selbstbildes als Deutsche repräsentierten: die Juden, die man jetzt nur als „Zionisten“ bezeichnete.

Aber nach derselben Handlungslogik waren es die „alten Nazis“ und die „Generation von Auschwitz“, von deren Fluch und lastender Präsenz man sich befreien mußte. So kulminiert die Geschichte des deutschen Terrorismus am Ende in einer Aktion, in deren Zentrum eben nicht ein Heinz Galinski, sondern ein Hanns Martin Schleyer stand – „Boss der Bosse“ und „alter Nazi“ dazu.

Ob man das mythisch-metaphorische Abbild dieses Vatermords, der mit dem (Selbst-)Opfer der Kinder gesühnt wird, in der antiken Legende von Ödipus finden will, oder, wie unlängst Stephan Wackwitz, eher in Shakespeares Hamlet und dem abgründigen Todesspiel im Hause Dänemark: Alles läuft darauf hinaus, daß maßgebliche Teile dieser ersten deutschen Nachkriegsgeneration das Drama der „unbewältigten Vergangenheit“ noch einmal in fieberhaften Tagträumen und gewaltsamen Ausbrüchen durchgespielt haben. Ein Generationsbruch nach dem Zivilisationsbruch.

Erst mit dem Fall der Mauer 1989 ist das Gros der Teilnehmer dieses imaginären Langen Marsches, wie in einer anderen, zweiten Wiedervereinigung, auf dem Boden dieser Republik angekommen.

GERD KOENEN